...liche Ordnungen? „Seit einem Jahrhundert", sagt Nietzsche, „sind wie auf lauter fundamentale Erschütterungen vorbereitet: und wenn neuerdings versucht wird, diesem tiefsten modernen Hange: einzustürzen oder zu explodieren — die konstitutive Kraft des sog. nationalen Staates entgegenzustellen, so ist doch für lange Zeiten hinaus auch er nur eine Vermehrung der allgemeinen Unsicherheit und Bedrohlichkeit ... Die feindseligen Kräfte wurden im Mittelalter durch die Kirche ungefähr zusammengehalten und durch den starken Druck, welchen sie ausübte, einigermaßen einander assimiliert ... Jetzt wird fast alles auf Erden nur noch durch die gröbsten und bösesten Kräfte bestimmt, durch den Egoismus der Erwerbenden und die militärischen Gewalthaber ... Mit welchem Erfolge? Wir werden es noch erleben. Jedenfalls befinden wir uns ... im eistreibenden Strome des Mittelalters; es ist aufgetaut und in gewaltige, verheerende Bewegung geraten. Scholle türmt sich auf Scholle, alle Ufer sind überschwemmt und gefährdet. Die Revolution ist garnicht zu vermeiden, und zwar die atomistische; welches sind aber die kleinsten unteilbaren Grundstoffe der menschlichen Gesellschaft?"

Die Antwort auf diese Frage unserer Zeit finden wir in dem Feiten'schen Buche. Feiten würde auch die einfachen Leser bei der Schwierigkeit des Vorhabens nicht so zu überzeugen vermögen, hätte er nicht auch zu seiner Erkenntnis noch die Gabe des Sagens: des einfach sachlichen Aufweisens der Verhältnisse. So schenkt er uns hier ein Hilfsmittel für unsere Arbeit, wie wir es in dieser Art kaum haben. W. Schulte.

Vom Edelmarder

Je einsamer und dichter die Wälder sind, um so wohler fühlt sich der Edel-, Baum- oder Buchmarder darin. Als Baumtier versteht er meisterhaft zu klettern und zu springen. Leider bekommt man ihn dabei nur sehr selten zu sehen, da er sich tagsüber meist verborgen hält und der Ruhe pflegt. Um so lebhafter wird er mit Einbruch der Nacht. Er begibt sich dann auf die Nahrungssuche. Alle kleineren Säugetiere, vom Rehkälbchen bis zur Maus, aber auch Vögel haben unter seinen Nachstellungen zu leiden. Besonders gern jagt er das Eichhörnchen, dessen erbittertster Feind er ist. Als Beigabe zu seiner Hauptkost schätzt der Edelmarder Früchte aller Art und auch Honig, den er sich aus alten Bienenstöcken aneignet.

Der Edelmarder trägt einen prachtvollen, dichten, weichen und glänzenden Pelz. Dieses Pelzes wegen wurde ihm überall rücksichtslos nachgestellt. Die Folge davon ist, daß der Edelmarder heute, wenn nicht ausgerottet, sehr selten geworden ist.

Schon vor Jahren erließ man in Preußen Verordnungen zum Schutze des Edelmarders, um dieses schöne Tier vor völliger Vernichtung zu bewahren. Freilich ernteten die Behörden mit ihren Maßnahmen nicht ungeteilten Beifall. Manche um den Wildbestand ihrer Reviere besorgten Jagdberechtigten forderten die in den Verordnungen für Ausnahmefälle vorgesehene Erlaubnis zum Abschuß des Edelmarders. Gleichwohl, durch die Verordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten (Tier- und Pflanzenschutzverordnung vom 16. Dezember 1929) sind diese Einwände gegenstandslos geworden. Durch diese Verordnung ist der Edelmarder nun im gesamten preußischen Staatsgebiet geschützt, und zwar erstreckt sich der Schutz auf das ganze Jahr. Auch der zur Jagd Berechtigte ist an die Vorschriften der Verordnung gebunden. Allerdings kann der Regierungspräsident aus besonderen Gründen, vor allem zur Abwendung **wesentlicher** wirtschaftlicher Schäden, zu wissenschaftlichen und Unterrichts- oder Lehrzwecken Ausnahmen gestatten. Zudem steht es dem zur Jagd Berechtigten frei, im Bereich von Fasanerien Edelmarder zu fangen und zu erlegen.

Wichtig für die Befolgung der Bestimmungen der Verordnung ist die Verpflichtung der Ausstopfer, Naturalienhändler und Inhaber zoologischer Handlungen, über die Herkunft der in ihrem Besitze befindlichen lebenden und toten Tiere geschützter Arten, also auch der Edelmarder, ein Verzeichnis zu führen. In dieses Verzeichnis ist unter Angabe des Einlieferers jeder Zu- und Abgang mit Zeitangabe einzutragen. Das Verzeichnis ist den zuständigen Polizeibeamten auf Verlangen vorzuzeigen. R. K.

Heimatlicher Garten

Welche Schönheit unser Garten auch im Winter haben kann, zeigt uns das Januarheft der rühmlichst bekannten, herrlich bebilderten Zeitschrift **„Gartenschönheit"**. Um nur einiges aus dem reichen Inhalt zu nennen: Margarete Windthorst, unsere westfälische Dichterfrau, zeigt eingangs, was für zauberhafte Reize wir schon auf einem Gang durch den Garten entdecken können; es kommt nur auf unsere Augen an. Schon dem Kinde können und müssen sie geöffnet werden, das zeigt hier H. Butter an einem gut bebilderten Aufsatz über den „Schulgarten einer Kleinstadt". Wie wir die Vögel — ohne die der Garten Einöde wäre — pflegen sollen, zeigt K. Wagner („Ueber die Winterfütterung der Vögel"). Nicht weniger willkommen sind unter den vielen anderen Artikeln die Hinweise über „Blume und Pflanze im Hause", „Blumentöpfe", „Orchideen im Hause". (Verlag: Berlin Westend, Akazienallee.)

Nr. 2 Februar 1932 15. Jahrgang

Heimat

Monatsblatt für die Geschichte und Heimatkunde des märkischen und kölnischen Sauerlandes

Beilage zur Westdeutschen Volkszeitung

Schriftleitung: Stud.-Rat Dr. W. Schulte, Ahlen (Westfalen). — Druck und Verlag: Georg Pfeiffer G. m. b. H., Iserlohn. Obstr. 41-43 Fernsprecher 298 u. 299 | Erscheint monatlich. — Bezugspreis vom Verlag 2,40 Mk. jährlich, oder 1,20 Mk. halbjährlich. — Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. — Probe-Nummer gratis

Das geheimnisvolle Schlachtfeld

Die Wahrheit über die 10000 Germanengräber im Arnsberger Wald

Jüngst tauchte die Nachricht von gewaltigen Gräberfunden im Arnsberger Wald auf. Die Funde sollten auf eine Schlacht zwischen Römern und Germanen hinweisen. — Der preußische Kultusminister beauftragte den Professor für Vorgeschichte Dr. Carl Schuchhardt, an Ort und Stelle Feststellungen zu machen. Das Ergebnis schildert der nachfolgende, im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte Aufsatz, aus dem das Hauptblatt der „Heimat" (1931 Nr. 299) schon einen kurzen Auszug brachte.

Die Meldungen von unzähligen Grabhügeln im **Arnsberger Walde**, die von den wichtigsten Schlachten zwischen den Römern und Germanen zeugen sollen, sind eine Wiederbelebung von Ideen, die schon vor 30 und 60 Jahren in jenen Gegenden auftauchten und wieder verschwanden.

Die Hügel, so wird ausdrücklich erklärt, sind alle, die altbekannten und die neuen, von der gleichen Machart: nur sind die alten im südlichen Teile zumeist Massengräber für 10 oder 20 Leichen, die neuen nördlichen Einzelgräber für ein oder zwei Leichen. Eine flache Mulde im Boden wird für die Grabgrube gehalten.

Die Hügel sind überall rohe Steinhaufen aus kleinem festen Material.

Leichenreste, irgendwelche Menschenknochen sind früher wie jetzt niemals gefunden,

und auch Beigaben, etwa eine Waffe, eine Schnalle oder eine Fibel, sind nie aufgetreten. Nur ein eiserner Ring ist jüngst zutage gekommen, aber so etwas kann immer von neuerer Holzabfuhr stammen; dazu wird ein kleines Schlachtbeil von 1880 erwähnt, von dem wiederum nicht feststeht, ob es überhaupt in einem Hügel oder auf freier Fläche gehoben ist.

Wenn, wie früher angenommen wurde, die von Arminius vernichteten drei Legionen hier bestattet sein sollten, hätte doch wohl irgendein kleines Stück das Römertum anzeigen müssen. Deshalb spricht man heute **nicht** mehr von **Römergräbern**, sondern von **Germanengräbern**. Die Leute des Arminius, meint man, könnten in solcher Einfachheit begraben sein. Und wenn man früher angesichts einiger Bröckchen Holzkohle an Brandgräber dachte, so sucht man heute das völlige Fehlen von Menschenknochen durch die Bestattung unverbrannter Leichen zu erklären, die ja viel leichter vergehen als verbrannte. Freilich haben die Germanen eigentlich immer ihre Toten verbrannt, aber hier, meint man, hätten sie bei der eifrigen Verfolgung der Römer nicht die Zeit dazu gehabt.

So werden uns also die 10000 Hügel vorgeführt **als** Gräber von 20000 bis 25000 gefallenen Germanen. Für eine Schlacht, besonders wenn die Germanen siegreich gewesen sind, wäre das ein viel zu starker Verlust. Das weite Gebiet, das die Hügel durchziehen, spricht auch dagegen, daß es sich nur um eine Schlacht handelt. Für den südlichen Teil des Gebirges hat man immer schon an die Varus-Schlacht gedacht. Für den nördlichen Teil die von Rüthen östlich und westlich des Biberbaches hinaufziehenden Linien, nimmt jetzt Herr Friedrich Köhler (Hamm i. W.) die Schlacht bei Arbalo unter Drusus (11 v. Chr.) an, die Schlacht zwischen Germanikus und Arminius vom Jahre 15 n. Chr.

Allerhand Bedenken gegen die Gräber- und Schlachtentheorie hat man auch früher schon gehabt. Deshalb warf im Jahre 1910 der rührige und ernsthafte Sauerländische Gebirgsverein die Mittel für eine fachmännische Untersuchung aus und bildete eine archäologische Kommission aus den Herren Geheimer Baurat Biermann (Paderborn), Professor Koepp (Münster) und Professor Dragendorff (Frankfurt a. M.). Sie gruben im Herbst 1910 und 1911 je etwa acht Tage lang. Das Ergebnis war, daß keinerlei Grabkonstruktion und

auch keinerlei Ueberreste von Leichen oder Beigaben gefunden wurden. Das Votum der Herren lautete dahin:

von Varusschlachtgräbern kann auf keinen Fall die Rede sein,

möglicherweise handelt es sich um Gräber einer vorgeschichtlichen, etwa einer ganz frühen Periode.

Ich habe mit Otto Weerth (Detmold) selbst, besonders am **Plackwege beim Ensterknick** gegraben, sowie von da aus zu Fuß und zu Wagen weite Erkundungen ausgeführt. Wir kamen zu der Feststellung:

Die Hügel sind überhaupt keine Gräber.

Ich halte mich, um nicht nachträglicher Entstellung geziehen zu werden, im folgenden genau an meinen früheren offiziellen Bericht in der „Prähistorischen Zeitschrift". Da heißt es auf Seite 387: „Zuerst grub ich auf den Gesichtspunkt, ob es sich wirklich um Gräber handele. Zwei leidlich erhaltene Hügel klärten diese Frage bereits auf. Beim ersten (er hatte 4,50 Meter Durchmesser und 0,25 Meter Höhe), zeigte sich am Südrande eine Einbettung im gewachsenen Boden von 1 Meter Breite und 0,65 Meter Tiefe, und gegen Norden hin ergab sich schon von der Mitte des Hügels an eine ähnliche, aber sehr unregelmäßige Vertiefung bis fast an den Rand. Hier fanden sich ein paar Splitterchen Holzkohle." Beim zweiten Hügel (Durchmesser 6,80, Höhe 0,40 Meter) fand sich am Südrande ebenfalls eine Vertiefung im gewachsenen Boden. Sie ging aber 1,20 Meter über den Rand des Hügels hinaus, war ganz unregelmäßig und augenscheinlich durch Ausbrechen der Steinschichten, die an ihrem Rande dicht anstanden, hervorgerufen. — In der Mitte zeigte sich bei beiden Hügeln aber keinerlei Vertiefung und überhaupt in der ganzen Steinlagerung keinerlei Anzeichen, daß eine Leiche oder eine Urne umhegt worden sei, wie das selbst bei beiden Hügeln zu beobachten ist. In den beiden Hügeln fand ich von solchen Konstruktionen nichts. Es fand sich keine Grabmulde, keine Pflasterbettung, keine Umhegung einer unverbrannten oder verbrannten Leiche. Der ganze Hügel bestand nur aus wild und wüst zusammengewürfelten Steinen, auch ohne irgendwelches Lehm- oder Erdmaterial dazwischen. — Daraufhin gab ich den Gedanken auf, daß die Hügel Gräber umschlössen."

Wir gruben weiter, um verstärkte Sicherheit für unseren ersten verantwortungsvollen Schluß zu schaffen und herauszubekommen, wie, aus welcher Veranlassung, zu welchem Zweck denn die Hügel entstanden seien. So haben wir im ganzen vierzehn Hügel durchschnitten oder völlig abgetragen, immer mit demselben niederdrückenden Ergebnis: unbedingt kein Grab, aber auch nicht klar, was sonst. Immer mehr suchten wir durch Streifen in der Nachbarschaft unsere Beobachtung zu erweitern und der Lösung auf die Spur zu kommen.

Mit unseren täglich wechselnden Bef... erwogen wir alle Möglichkeiten einer Entstehung in neuerer Zeit: Sägestätten, Pflanzungen, Windwurf, Ackersäuberung. Alles wurde durchgesprochen und entschieden verworfen. „Dagegen gewann eine letzte Erklärung, vielleicht die banalste von allen, rasch und beträchtlich Boden, die nämlich, daß die Hügel das Material darstellten, oder besser den Rest des Materials, das man an besonders steinigen Stellen zur Wegeverbesserung geschürft habe. Damit erklärte sich mit einem Schlage das Bild, das die an den alten Wegen in Reihen geordneten Hügel am Ensterknick bieten, und auch der Umstand, daß von den meisten nur ein schwacher Kranz stehengeblieben ist. Wir gingen zum ersten Male den Weg vom Ensterknick zur Wennemer Höhe und kamen nach sieben Minuten zu einer Waldblöße, wo ganz dieselben Hügel, von frischester Schürfung stammend, in Menge lagen. Dort hatten Arbeiter vor zwei Monaten im Auftrage des Revierförsters eine Fläche von etwa einem Morgen an den steinigsten Stellen aufgeschürft, um Steinmaterial (Grauwacke) zur Besserung des Höhenweges zu gewinnen. Der größte Teil der Haufen war bereits abgekarrt und am Wege selbst zu einem Steinwall abgeschichtet worden. Die äußersten Haufen liegen etwa 50 Meter vom Wege entfernt."

Wir haben dann noch große Teile des **Arnsberger Waldes** abgesucht, gegen Westen und Osten, im Norden bis **Hirschberg** und zu den Steinhaufen, so steht auf den Karten, am Schillingswege oberhalb **Böllinghausen**, schon nahe der **Möhne**. Ueberall zeigten sich dieselben Erscheinungen, die durch Steinschürfungen glatt zu erklären waren. „Wo die Hügel liegen, zieht immer ein alter Weg durch das Gelände: sie liegen geradezu an solchen alten Wegen: **Plackweg, Wennemer Höhe, Helweg** bei **Almenscheid, Schillingsweg** und **Rennweg** bei **Hirschberg**."

Daß es nicht nötig gewesen wäre, in dem weiten Walde so für die Wege zu sorgen, darf man nicht einwenden. Der prachtvolle Holzbestand erfordert allein schon ordentliche Abfuhr. Aber außerdem haben in Hirschberg die Kurfürsten von Köln ein Jagdschloß gehabt, und als das Arnsberger Schloß im Bau war, wurden scharfe Verfügungen erlassen zur Instandhaltung der Waldungen, damit das Baumaterial herankommen konnte.

Es haben dann auch alle, denen wir diese Deutung der Hügel vortrugen, zugestimmt.

Man mag sich nach alledem vielleicht wundern, daß heute die alte Gräbertheorie noch einmal eine so prunkvolle Auferstehung feiert. Aber nicht wundern wird sich, wer den Typus des weltfälschen, in die Römerkriege vernarrten Lokalforschers kennt. Den ficht eine „Meinungsverschiedenheit" mit Herrn Professor Schuchhardt oder Herrn Professor Da-

gendorff nicht an. Sein erstes Prinzip ist immer, den zünftigen Wissenschaftlern möglichst wenig zu glauben. Das Beispiel des Osnabrückers Knoke, der ein Leben lang beliebige Bauernwälle für Römerlager und die Reste einer mittelalterlichen Töpferei für das Massengrab der Varuslegionen ausgeben durfte, wird wohl noch lange nachwirken.

Hagen und Hohenlimburg anno 1802

„Es kann keinen reizenderen und in jeder Hinsicht unterhaltenderen Weg geben, als den von Elberfeld nach **Hagen**," schrieb der Berliner Polizeipräsident Justus Gruner in seiner Reisebeschreibung, die er im Jahre 1803 zu Frankfurt am Main unter dem Titel „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung" herausgab. Bereits in Nr. 11 (1930) **dieses Blattes** veröffentlichten wir die Beschreibung der Reise, die Gruner **von Hagen** über **Hohenlimburg** bis **Altena** führte. Im folgenden bringen wir seine Ausführungen über die **Enneperstraße**.

„Sobald man das romantische Wuppertal verlassen hat, steigt die Straße empor. Die Gegend wird ausgedehnter, die Straße breiter und der Blick weiter, aber überall trifft er auf reizende Gegenstände. — Der Weg ist wie eine einzige gewerbetreibende Stadt, nur manchmal von stillen romantischen Naturpartien, wie zur Erholung des gesättigten Blickes, durchschnitten. Die Heerstraße ist zu beiden Seiten mit Fabrikhäusern und Arbeiterwohnungen von allerlei Art besetzt, und es herrscht ein beständiges, lebensvolles Getriebe, ein unaufhörliches arbeitsames Geräusch von Mühlen, Hämmern, Spindeln usw.; überall tätige Menschen, überall rege Hände und zufriedener Fleiß. Lange Karawanen von schwer beladenen Frachtwagen, die die Produkte der Erwerbsamkeit ausführen, und Wagen voll Kohlen und Eisen, welche den Arbeitsstoff herbeischaffen, sind zu erblicken; dazwischen manchmal ein stilles Tal oder die ruhige heitere Höhe eines Hügels, von dem man die durch Natur und Industrie in gleichem Maße gesegnete Gegend überblickt. — — — Wahrhaftig! Es ist kaum möglich, alle diese einzelnen schönen Anblicke mit vollem Genuß aufzufassen, noch weniger sie in allen Einzelheiten wiederzugeben oder durch eine — wäre sie auch noch so dichterisch — unvollkommene Beschreibung vor die Phantasie des Lesers hinzuzaubern. — — Wer Sinn für den sanftesten Reiz der Natur hat, wen der köstliche Anblick derselben erquicken, wen Schönheit der Erde und Fülle des Lebens erfreuen kann, der muß selbst hierher.

Diese reizende Emperstraße läuft durch mehrere kleine Orte, unter denen **Schwelm** der merkwürdigste ist. Es ist eine kleine preußische Stadt, der die in ihrer Nähe liegenden trefflichen Garnbleichen und ihre Manufakturen viel Leben und Wohlstand verschaffen. Nahe dabei liegt, hart an der Straße, ein Gesundbrunnen, der vorzüglich Sonntags von den Elberfeldern und Barmern und anderen Nachbarn viel besucht wird und dadurch eine öffentliche „Vergnügungspartie" wird. Das eisenhaltige Wasser hat noch kürzlich ein dortiger Arzt, Dr. Castringius, öffentlich angepriesen. Außerdem aber wird jeder Fremde die Bekanntschaft des hiesigen verdienstvollen Predigers Müller zu machen suchen, der nicht nur als Verfasser mehrerer Schriften und patriotischer Aufsätze in westfälischen Journalen bekannt ist, sondern sich auch um jeden, die Grafschaft Mark besuchenden Fremden durch eine treffliche Karte dieser Provinz verdient gemacht hat. — —

Die letzte Station dieses schönen Weges ist eine kleine preußische Stadt in einem zwar beschränkten, aber schönen Tale an der Volme gelegen. Die sie umgebenden Berge sind felsig und ehemals öde gewesen; seitdem aber die Bevölkerung und der Wohlstand zugenommen, und die Gemeinheiten, wozu sie gehörten, geteilt worden sind, sind sie kultiviert worden und jetzt sowohl äußerst fruchtbar als eben dadurch auch sehr reizend. Der Ort selbst hat viel Nahrung, **Wohlstand** und **Leben**, denn die umliegenden guten **Bleichen** und verschiedene **Manufakturen von Tuch**, deren größte der sehr tätige und biedere Kaufmann Moll besitzt, sowie von halbleinenen und halbbaumwollenen Waren, vorzüglich aber eine Menge **Eisenwerke, Rohstahlhämmer, Sensenfabriken**, Tuchscheerfabriken usw. und der bedeutende Handel mit diesen Produkten verschaffen der Stadt viel Bevölkerung und Reichtum. Man findet hier zwar

Verschleiertes Mondenlicht

Auf morschem Laub, des Jahres toter Pracht,
Komm ich vom Walde her in müder Nacht.
Der Talgrund hat sich längst zur Ruh gelegt;
sein Himmel wölbt sich hoch und unbewegt.

Aus seinen Wolkenschleiern ist die Welt
vom unsichtbaren Monde so erhellt,
Daß sich tief drunten jede Wegespur
Klar trennt von Wiesenland und Ackerflur,
und daß im Dorf, wo Licht und Leben schweigt,
sich Bild um Bild vertrauter Giebel zeigt.

Der Hügelwald nur schließt in stummer Ruh
mit schwarzen Mauern alle Fernen zu,
ein Friedhofsgitter, das den Lärm der Welt
Von der verklärten Stille fernehält.

Franz Langheinrich.

Wallfahrtsorte im Sauerlande

Von Peter Sömer.

(Fortsetzung.)

Kohlhagen.

Im 17. Jahrhundert schrieb der Jesuit Crombach: „**Kohlhagen** ist ein Filial von **Hundeme** und lieget auf einem Berge. Zu der Kirchen hieselbst gschehen jährlich Wallfahrten, auch von Unkatholischen."

Später ist Kohlhagen zur Pfarrei erhoben. In der Kirche, welche auf den Titel Mariä Heimsuchung geweiht ist, steht auf einem Seitenaltor ein Gnadenbild der schmerzhaften Mutter. An der nördlichen Kirchenmauer wächst ein alter Hollunderstrauch, unter welchem das Bild vorzeiten gestanden haben soll. Rings um die Kirche führt ein Kreuzweg.

Das Hauptfest an diesem Wallfahrtsorte ist der 2. Sonntag nach Ostern. Auch wird er zu andern Zeiten von Andächtigen aus den benachbarten Pfarreien **Kirchhundem, Oberhundem** und **Rahrbach** besucht.

Wormbach.

Die hl. Walburga, eine Verwandte und Mitarbeiterin des hl. Bonifatius, die 779 als Aebtissin zu Heidenheim in Württemberg starb und zu Eichstätt im Dome ruht, muß schon sehr früh in Westfalen verehrt worden sein; denn das Nonnenkloster in **Meschede**, welches im Jahre 913 zuerst erwähnt wird, war ihr gewidmet, wie sie auch Patronin der dortigen Pfarrkirche und der Stadtkirche in Werl ist. Ein anderes, im 12. Jahrhundert gegründetes, Walburgisstift war in Soest.

Eine besondere Verehrung genießt diese Heilige von alters her in **Wormbach**, einer der ältesten Pfarreien des Sauerlandes. „Wir werden dadurch belehrt, daß von dem nahen Mainzischen her, dem besondern Wirkungskreise des hl. Bonifatius, das Christentum hier eingeführt worden ist", meint Kampschulte. Aber aus einer Notiz eines frühern Pfarrers zu Wormbach ist zu schließen, daß die Benediktiner von Grafschaft, denen der hl. Anno 1072 Ort und Kirche Worumbach schenkte, die Verehrung dieser Heiligen ihres Ordens hier erst eingeführt haben. Die dreischiffige Kirche mit gotischen Bogen und runden Fenstern, überaus dicken Mauern und Pfeilern, ist dem hl. Petrus geweiht. Sie besitzt seit alter Zeit eine Reliquie der heil. Walburga in einer romanischen Monstranz.

Das Fest dieser Heiligen wird mit einer Oktav gefeiert. Es fällt auf den 1. Mai. Am Sonntage darauf wird Prozession durch das Dorf mit einer Station gehalten. Während dieser Tage sieht man dort Tausende von Wallfahrern, darunter viele Augenkranke, denn diese Heilige wird bei Augenleiden angerufen. — Außerdem wird viermal im Jahre eine Walburgisandacht gehalten und dabei ein Büchlein gebraucht, welches zuerst 1772 in Eichstätt gedruckt ist und Gebete und Lieder zur hl. Walburga enthält.

Dörnschlade.

Eine halbe Stunde von **Wenden**, fast an der Grenze des Siegerlandes, steht auf einem Bergrücken im Schatten alter, knorriger Buchen die Kapelle der Mutter Gottes zur Dörnschlade. In einer Urkunde vom Jahre 1414 geschieht dieses Wallfahrtsortes Erwähnung. Das alte Gnadenbild ist fast zwei Fuß hoch, ohne alle Kunst geschnitzt, und stellt die allerseligste Jungfrau mit dem Christkind auf dem Arm vor. Mutter und Kind sind angekleidet. Es findet sich noch zu Wenden in wenigen Exemplaren ein alter Zettel mit einem „Gebet zur Mutter Gottes auf der Dörnschlade bei Aldenhoven" (jetzt Altenhof), in welchem dieselbe als Trösterin der Betrübten angerufen wird. Auf dem Zettel wird bemerkt, daß dies Gebet einem alten Gebetbuch entnommen worden, welches im Waldbröl gedruckt sei. Das Bild stand früher in einem Heiligenhäuschen, welches kaum so weit war, daß drei Mann gebückt darin stehen konnten. Schon im Jahre 1776 wollte man an seiner Stelle eine neue Kapelle bauen, aber in der damaligen aufgeklärten Zeit hielt die kirchliche Behörde in Köln nicht viel auf das Wallfahrten; man erließ ein Verbot gegen die übernächtlichen Wallfahrten. Das Generalvikariat schrieb dem Pfarrer von Wenden auf sein desfallsiges Gesuch zurück: „Es möchte dem pastor sowohl, als der pfarrkirch zum abbruch gereichen in Anbetracht, daß die stipendia oblata (die Opfergaben) zur Capellen nach eines jeden caprise, worin die nebenandachten meist bestehen, hingetragen werden, als können wir noch derzeit dem Herrn pastoren andrs nichts in Antwort vorhalten, als nescitis quid petatis" (ihr wißt nicht, was ihr bittet).

Auf Mariä Geburt, des Jahres 1859, wurde in der ersten Predigt eines neugeweihten Priesters der Bau einer neuen Kapelle wieder in Anregung gebracht. In den einzelnen Dorfgemeinden wurden Sammlungen veranstaltet, auch gingen außerordentliche Gaben zu dem Zwecke ein. Das alte zerfallene Heiligenhäuschen wurde niedergelegt und eine schöne gotische Kapelle errichtet. Sie ist am 13. November 1864 eingeweiht, hat eine Vorhalle, einen gotischen Altar, auf welchem das Gnadenbild steht, und vier Fenster von gebranntem Glase mit schönen Figuren. Im Jahre 1835 ist in unmittelbarer Nähe eine Klause erbaut, worin ein Einsiedler wohnt.

Auf Fronleichnam, Mariä Heimsuchung und Mariä Geburt ziehen die Wendener in Prozession nach der Dörnschlade. Auch wallfahrten dorthin **Olper** und **Drolshagener**, ferner Katholiken aus dem Siegerlande und aus der Gegend von **Kirchen, Wissen, Morsbach, Friesenhagen** und **Fischbach**.

Wenkhausen.

Malerisch schön liegt auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Wenkhausen an der Landstraße **Drolshagen-Olpe** eine Mutter-Gottes-Kapelle. Sie ist 1775 von dem Drolshagener Pastor Falke erbaut. Das darin verehrte Bild ist zur selben Zeit aus Holz geschnitzt. Es stellt die heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde vor.

Der Gnadenort wird von Bewohnern der Pfarreien **Drolshagen, Olpe** und **Wenden** besucht. Viele Gebetserhörungen sind dort geschehen, deshalb nimmt der Besuch von Jahr zu Jahr zu. Zwei Stützen zum Gehen, angeblich von Geheilten zurückgelassen, werden dort aufbewahrt. Am Rosenkranzfeste wird dorthin die ganze Pfarrgemeinde **Drolshagen** in feierlicher Prozession geführt. Auch geschieht dies zu Zeiten der Not. So geschah es im Jahre 1870; und der Gnadenerweis bestand darin, daß von 178 Kriegern aus der Pfarrgemeinde, die den Feldzug mitmachten, nicht einer verwundet wurde.

Fortsetzung folgt!

Wege zur Heimat

Die meisten von uns haben ihre Heimat verloren. Was sollen wir tun, um sie wiederzufinden? Meist greift man nach den falschen Mitteln. Wie so oft im Leben: nach dem Unwesentlichen. So tun es so manche Heimatkundler und -pfleger. Sie sammeln das, was gewiß zur Heimat gehört: Möbeln, Pflanzen, Flurnamen, sie beschäftigen sich mit den früheren **Dingen**. Und — bestenfalls — zaubert ihnen dann die gemütvolle, heimatsehnsüchtige Phantasie um diese Dinge einen Raum des Gefühls, der jedoch unwirklich ist. In diesen ziehen sie sich zurück, von der Gegenwart abgewandt, ihr gram. So leben sie — bestenfalls — ein Doppelleben, immer aber so, daß ihnen die lebende Gegenwart ein zu Verneinendes ist, ein Gefängnis. Deshalb finden sie das ersehnte Glück denn auch nie.

Durch dies Nein zum Leben der Gegenwart aber machen sie sich — die oft beklagte, meist unverstandene, doch nur natürliche Folge — die Jugend zum Feinde, womöglich ihre eigenen Kinder. Diesen zeigen sie immer nur ein mit dem Leben unzufriedenes Gesicht, immer nur Tadel und Vorwurf. Sie weisen die, die das Leben vor sich haben, nach rückwärts, in eine Vergangenheit, die, weil für die jungen Menschen eben ohne Erlebnisgehalt, nie wieder Gegenwart oder Zukunft werden kann. So zerreißen diese Heimatkundler das natürliche Band zwischen den Generationen, mit anderen Worten das, was das Wesentliche ist zur Bildung einer „Heimat". — — Da „**Heimat haben**" ferner heißt, in einem Stück Welt zu leben, dessen Sinn man versteht, findet der junge Mensch auch aus

Wer aber erkannt hat, daß Deutschheit in deutscher Natur wurzelt, für den ergibt sich als erste Forderung Erhaltung der Natur. Naturschutz steht gleichwertig neben Gesundheitsschutz, Arbeiterschutz, Reichsschutz.

Konrad Günther.

diesem Grunde keine Heimat. Die Heimatpfleger erreichen also das Gegenteil von dem, was sie erzielen: Sie zerreißen die Bande zwischen dem Gewesenen und dem Kommenden, sie zerfallen mit den Nachkommen, sie pflanzen nicht fort. Man blicke in die Heimatvereine, um fast in jedem den Beweis zu finden: Nur Aeltere sitzen darin und sie suchen vergebens — wenn sie es überhaupt wollen — die Jugend an sich zu ziehen, die Jugend, die doch Ziel und Aufgabe ihres Tuns ist.

Eben da nun scheint mir ein jüngst (bei Jungfermann in Paderborn) erschienenes Buch von **Josef Feiten „Der goldene Teller"** seinen größten Wert zu besitzen: Es zeigt, wie man dem jungen Menschen wieder eine Heimat bauen kann. Feiten verurteilt die Gegenwart nicht, so sehr er weiß, wie grauenhaft sie ist. Er läßt aber dadurch, daß er aufhellt, was Wesen und Vorbedingung vom Glück heimatverwurzelten Lebens ist, deutlich — ach, wie schmerzend deutlich — erkennen, was bei allen Errungenschaften uns heute doch fehlt. Feiten schildert das frühere Leben nicht als wissenschaftlicher Volkskundler, d. h. indem er es abzeichnet: als Philosoph und Dichter läßt er von innen her erkennen, woran es lag, daß die Menschen früher (ob auf dem Land heute noch, wird nicht klar) eine Heimat hatten: Dadurch nämlich, daß sie „natürlich" lebten. „Natürlich" nicht im romantischen Sinne Rousseaus, sondern ehrlich nach dem Maß und Gesetz ihres Geschlechtes, ihrer Landschaft und ihrer Zeit, also: ursprünglich, im Gefüge einer Ur-Ordnung, urwüchsig. Daraus ergibt sich, was wir heute tun müssen, um wieder eine Heimat zu bekommen: daß wir wieder echt werden müssen, naturtreu und der geschöpflichen Ordnung einfügend. Das aber geht nicht — und das sieht der Leser unweigerlich — ohne daß wir uns erst einmal „besinnen". Auf unsere Umwelt, indem wir sie, ihre Dinge und sie selbst als ein in und aus sich lebendes Ganze erkennen und sie dann in Beziehung setzen zu den umfassenden größeren Ganzheiten bis zu dem weitesten Kreise, den um Gott. Dann mit umgekehrter Blickrichtung: daß wir uns besinnen auf die Kräfte, die alles hervorbringen: Ehe, Familie, Volksgemeinschaft.

So ist dies Buch eine Antwort auf die Frage, die Nietzsche 1874 stellte, angesichts der katastrophalen Folgen der Losung von Freiheit und Gleichheit, Fortschritt und Vernunft: Wie sollen wir aus dieser „Periode der Atome, des atomistischen Chaos" wieder hinaus kommen und hineinfinden in viel-